

KEIN FESTES TERRITORIUM, SONDERN EINE SENDUNG

Wie römisch sind die Römischen Verträge? Die Frage ist doppelt relevant: Erstens, weil mit den „Römischen Verträgen“ vor sechzig Jahren jenes Kind namens „Europäische Wirtschaftsgemeinschaft“ geboren wurde, das heute „Europäische Union“ gerufen wird. Zweitens, weil die drei Römischen Reiche jeweils tausend Jahre Bestand hatten, was bei der Union heute – gerade heute! – ausgesprochen fraglich scheint. Darum: Wieviel Rom steckt in Europa? Und was kann Europa aus seiner römischen Vergangenheit lernen?

VON STEPHAN BAIER

In der Mitte des Mittelmeerraumes liegt Rom, auf dem Seeweg etwa gleich weit entfernt von den Meerengen im Westen und im Osten, von Gibraltar und dem Bosphorus. Das „Mar mediterraneo“, das Meer zwischen den Ländern – zwischen Afrika, Asien und Europa, zwischen Orient und Okzident – war in der Antike die Drehscheibe von Geistigkeit, Handel und Macht. Hier begegneten sich die Kulturen der Phönizier, Hellenen, Ägypter, Etrusker, Karthager und Römer. In der Mitte dieses Mittelmeeres liegt Rom. Keine Stadt hat Europa länger und tiefer geprägt. Verdankt das Abendland den Griechen Mythologie und Philosophie, so verdankt es Rom sein Denken in Staats- und Rechtsordnungen, seine Jahrhunderte überdauernde Spannung zwischen eige-

PAPST FRANZISKUS
BEIM FOTOTERMIN AM 24. MÄRZ
MIT DEN STAATS-
UND REGIERUNGSCHEFS VOR
MICHELANGELOS JÜNGSTEM
GERICHT IN DER
SIXTINISCHEN
KAPELLE.





ner Identität und universalem Anspruch, seine Reichsidee.

„Rom ist das erste europäische Weltreich“, schrieb der Vater des modernen Europa-Gedankens, Richard Coudenhove-Kalergi, im Jahr 1934. Und der deutsche Bundespräsident Theodor Heuss ergänzte 1950: „Von drei Hügeln ging Europa aus: von der Akropolis, dem Kapitol und Golgotha.“ Geografisch spielt er damit auf drei Städte des „Mar mediterraneo“ an: auf Athen, Rom und Jerusalem. Inhaltlich spielt er an auf die griechische Philosophie mit ihrem Personalismus, auf Staatsphilosophie und Rechtsdenken Roms sowie auf den christlichen Glauben. Auf einem der genannten Hügel, auf dem römischen Kapitol, unterzeichneten sechs Staaten Europas vor sechs Jahrzehnten einen Vertrag, der zum Beginn einer neuen Ära werden sollte: Staaten, die eineinhalb Jahrzehnte zuvor noch im grausamsten und schreckenerregendsten aller europäischen Bruderkriege gegeneinander standen, waren zu einer gemeinsamen Zukunft entschlossen. Jene sechs Länder, die 1951 in Paris die „Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl“ (EGKS) gegründet hatten, schlossen sich zur „Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft“ (EWG) zusammen. Und zwar von Anfang an mit dem Ziel der Expansion – der Vertiefung wie der Erweiterung ihrer Union.

Allein in dieser Ambition liegt etwas „Römisches“, denn Rom war nie bescheiden und selbstgenügsam. Rom fühlte stets eine Bestimmung, eine Botschaft, eine Idee, eine Sendung. Darum erinnerte Papst Franziskus die Spitzen Europas, die er Ende März zum Jubiläum der Römischen Verträge empfing, an Roms „Berufung zur Universalität“. Sicher, die auf der Macht der Legionen gegründete „pax romana“ ist nicht vergleichbar mit der durch Kriege und Weltkriege geläuterten Friedensidee Europa. Rom wollte seinem Europa, dem Mittelmeerraum, eine Friedensordnung aufzwingen, um sich dann, als das „mare nostrum“ von Piraten und Feinden gesäubert war, auch dem kalten Norden Europas zuzuwenden. Die europäische Friedensidee wirbt da viel pazifistischer, indem sie der Welt demonstriert, dass Konflikte am Konferenztisch



KAISER AUGUSTUS VOR DEM GRAB
ALEXANDER DES GROSSEN. GEMÄL-
DE VON SÉBASTIEN BOURDON, MITTE
SIEBZEHNTES JAHRHUNDERT, EREMI-
TAGE SANKT PETERSBURG.



FOTO: DPA

statt auf dem Schlachtfeld ausgetragen werden können, und dass gerade aus dieser Methode Rechtssicherheit, Wohlstand und Freiheit erwachsen. Gleichwohl verdankt das Europa von heute seinen staatlichen Idealismus dem antiken Rom: Die Idee, durch die eigene Rechtsordnung dem Chaos der streitenden Völker Frieden und Wohlfahrt zu bringen, spannt sich wie ein roter Faden vom antiken Kapitol Roms zum heutigen Europäischen Parlament in Straßburg.

Ein Reich vieler Völker, Mentalitäten, Religionen und Sprachen – geeint durch den Willen zur gemeinsamen Zukunft, durch eine Staatsidee und Vision: das verbindet das antike Imperium Romanum mit der Europäischen Union unserer Tage. Dazwischen liegen vermittelnde Reiche, profan gesagt Erben: Wenn heute davon die Rede ist, die von sechs auf 28 Mitgliedstaaten gewachsene Europäische Union habe sich durch ihre vielen Erweiterungen vielleicht „überdehnt“, sei zu groß geworden, um noch im Gleichschritt zu gehen, dann erinnert das an das Imperium Romanum der Tage Kaiser Konstantins. Weil das Reich zu groß wurde, um von einer Mitte aus gelenkt zu werden, baute Konstantin ab 326 in Byzanz ein zweites Zentrum aus. Konstantinopel, die Stadt auf zwei Kontinenten, wurde schließlich der Erbe des Reiches in der östlichen Hälfte des „mare nostrum“. Der Kaiser in Byzanz herrschte in seiner besten Zeit über den Balkan, Kleinasien, den Orient und Nordafrika. Als das tausendjährige Imperium Romanum in der Völkerwanderung ertrank, da überlebte sein östlicher Erbe ein weiteres Jahrtausend – bis zur Eroberung Konstantinopels durch Sultan Mehmet II. im Jahr 1453.

Um Byzanz zu verstehen, dessen Reichsidee bis heute einen Humus des orthodoxen Osteuropa bildet, muss man Rom verstehen und den Versuch Konstantins, Rom zu taufen. Byzanz war eine unbedeutende griechische Kleinstadt an geografisch bedeutsamer Stelle – an der Meerenge zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer –, bis Konstantin beschloss, aus dieser Stadt das neue, das christliche Rom zu machen. Der erste getaufte Kaiser des Imperium Romanum führte keine Reichsteilung durch, sondern

eine Verlagerung des Schwerpunkts: Mit dem gewaltigen Ausbau und der Aufwertung von Byzanz gab Konstantin diesem fragilen Gebilde ein zweites Standbein. Und die Geschichte gab ihm Recht, denn als das alte Rom von den Barbaren überannt wurde, als sich schwere Schatten über Italien senkten, da überlebte Rom noch ein volles Jahrtausend im kultivierteren Osten. Während die Städte im Westen im Mittelalter ein paar tausend Einwohner zählten, konnte sich Konstantinopel mit Bagdad und Alexandria messen, erreichte zeitweise fast eine Million Menschen.

Der Byzantinist Ralph-Johannes Lilie beschreibt das Selbstverständnis Ost-Roms so: „Byzanz war Rom! Seine Kaiser konnten sich in ungebrochener Tradition bis auf Caesar und Augustus zurückführen, ja einige seiner Institutionen und Traditionen reichten noch weiter zurück bis in die Anfänge der römischen Republik. So war es auch natürlich, dass die Byzantiner sich selbst als Römer fühlten und auch so bezeichneten: Ihr Reich war die *Basileia ton Rhomaion*, was nichts anderes ist als die griechische Entsprechung des lateinischen Imperium Romanum.“ Der Herrscher in Byzanz war der einzige Nachfolger der römischen Imperatoren, der einzige Kaiser der christlichen Welt – bis mit der Kaiserkrönung Karls des Großen am Weihnachtsfest des Jahres 800 ein zweiter Erbe Roms auf den Plan der Weltgeschichte trat.

Rom und Ost-Rom überlebten jeweils ein volles Jahrtausend, weil sie ihre Identität nicht an einem Staatsgebiet festmachten, sondern an einer Idee. Nicht die Grenzen definierten ihre Staatlichkeit, sondern die Reichsidee! Die Grenzen unterlagen stetem Wandel, Erfolgen wie Krisen: Byzanz verlor im siebten Jahrhundert seine ertragreichen Provinzen Ägypten und Syrien, später Sizilien, Kreta und Zypern an die Araber. Im Westen brachten Serben, Awaren, Bulgaren und Ungarn dem Reich Verluste bei. Ab 1071 fielen weite Teile Kleinasiens an die Seldschuken. Konstantinopel wurde von Awaren, Slawen und Persern, von Arabern, Bulgaren und Warägern belagert. 1204 wurde die Stadt Konstantin von katholischen Kreuzfahrern erobert. 1369 standen die Türken östlich und westlich von Konstantinopel, machten sich

„DIE GRÜNDUNG VON KONSTANTINOPEL“, ÖLSKIZZE VON PETER PAUL RUBENS, 1622.





1388 die Bulgaren tributpflichtig, schlugen 1389 auf dem Amselfeld das serbische Heer. Der Sultan rüstete zur Belagerung Konstantinopels, als Manuel II. Palaiologos – 2006 durch die Regensburger Vorlesung von Papst Benedikt XVI. zu spätem Ruhm gelangt – Kaiser wurde.

Es war die getaufte Reichsidee Roms, die Byzanz tausend Jahre alt werden ließ. Über Jahrhunderte war Byzanz von mehr Feinden umgeben als jedes andere christliche Reich. Doch in der Zeit höchster Bedrohung war es das „Reich, das in sich gespalten ist“, von dem Christus sagt, dass es zugrunde gehen werde (Matthäus 12,25). Während draußen die Osmanen die Belagerung der Stadt vorbereiteten, lagen die Christen in der Stadt im Streit: Am 12. Dezember 1452 wurde in der Hagia Sophia der Name des Papstes in der Messe genannt, doch der Mönch Genadios sammelte die Opposition gegen die Union mit dem römischen Papst. Der Herausforderer, Sultan Mehmet II., war kein Mann der Kompromisse: Nach dem Tod seines Vaters ließ er zuerst seinen unmündigen Bruder und dann dessen Mörder ermorden. Es sollte weder ein Konkurrent um die Macht, noch eine Spur zu diesem bleiben. Er begründete damit eine blutige Tradition, der zufolge bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein fast jeder Sultan seine Brüder umbrachte, um Bruder- und Bürgerkriege zu vermeiden.

Bei allen Mängeln verkörperte Byzanz doch irgendwie jene Synthese von Hellenischem, Römischem und Christlichem, die Theodor Heuss meinte. Der westliche Erbe Roms, das Heilige Römische Reich, das seinen Vorläufer in Karl dem Großen hat und sein Ende durch Napoleon fand, umspannte bloß zwei dieser drei Elemente. In diesem Fehlen des Hellenismus liegt die Wurzel jener großen Spaltung, die 1054 durch das große Schisma, 1204 durch das Wüten der Kreuzfahrer in Konstantinopel, 1453 durch den Fall Ost-Roms immer weiter vertieft wurde – und deren Überwindung Papst Johannes Paul II. anmahnte, als er dazu aufrief, Europa müsse wieder lernen, mit beiden Lungenflügeln zu atmen.

Auch das mitteleuropäische Heilige Römische Reich trat Roms Erbe an: Mit Carolus Magnus, den die Franzo-

sen „Charlemagne“ und die Deutschen „Karl den Großen“ nennen, entsteht ein übernationales, christlich und römisch geformtes Reich, das einen universalen Anspruch und eine Sendung behauptet. Der Historiker und Journalist Franz Herre meint über Karl: „Er war ein letzter Römer und ein erster Europäer, Schöpfer und Repräsentant der abendländischen Einheit.“ Ein letzter Römer keineswegs! Die römisch-deutschen Kaiser des Mittelalters sehen sich als richterliche Väter der ihnen anvertrauten Völker, als weltliche Brüder des geistlichen Papstes. Sie führen das *gladius temporalis*, während dem Papst das *gladius spiritualis* gebührt. Die Europa bis heute prägende Dualität von Geistlich und Weltlich, von Politik und Religion, die ihre Wurzel in Jesu Wort zur kaiserlichen Steuer hat, wurde hier ausgefochten: Der Investiturstreit war jedoch ein Grenzstreit, kein Grundsatzstreit. Coudenhove-Kalergi schrieb mit Recht: „Die tausendjährige Reihe römisch-germanischer Kaiser erbt nur den Titel der Cäsaren. Ihre wahren Erben und Träger des abendländischen Gedankens sind die Päpste. Rom bleibt Hauptstadt des Abendlandes.“ Europa bleibt römisch.

Dramatisch wie die Spaltung zwischen westlicher und östlicher Christenheit ist auch die Spaltung im Westen: Die Reformation, der Nationalismus und der antikirchliche Säkularismus zerbrechen die gewachsene Dualität von *gladius temporalis* und *gladius spiritualis*, ja sie zerbrechen die Einheit des Abendlandes mit der römischen Christenheit. So zerfällt Europa – in Staaten, die kein Ideal und keine Vision verkörpern, sondern nur egoistische Interessen, die keine Reichsidee haben, sondern nur ihren engstirnigen Nationalismus. Nicht willkürlich nannte Kardinal Joseph Ratzinger in einem Vortrag im Jahr 2000 den Nationalismus und die Ausschließlichkeit der technischen Vernunft die „zwei Sündenfälle Europas in der Neuzeit“: Der zum Religionsersatz überhöhte Nationalismus ist eine Häresie, die das Abendland in ihrer Identität zerstört. Ratzinger forderte vor siebzehn Jahren in Speyer darum: „Europa als politische Idee muss das nationalstaatliche Modell endlich durch ein großräumiges Konzept kultureller Gemeinschaft ersetzen, das Ver-

fehlte am Weg des Nationalismus durch eine die Menschheit umfassende Solidarität ablösen.“ Hier schimmert wieder jener universale Anspruch auf, der zutiefst abendländisch ist – und den der Nationalismus in zahllosen Kriegen und zwei Weltkriegen vernichtet hatte.

Auch die beiden Erben Roms – Byzanz und das Heilige Römische Reich – hatten ihrerseits Erben, oder wenigstens solche, die dies in Anspruch nahmen. Byzanz sogar zwei: Nachdem er die Stadt Konstantin in Besitz genommen hatte, erdreistete sich der Sultan, sich selbst als „Kayser-i Rum“, als Kaiser der Römer zu bezeichnen! In einem Schreiben an den mamlukischen Sultan von Ägypten schrieb er, dass er das Schwert des Glaubenskampfes in den Händen gehalten habe und der in einem Hadith Mohammeds Erwartete sei. Vor genau fünfhundert Jahren, im Jahr der abendländischen Glaubensspaltung, nachdem alle heiligen Stätten – Konstantinopel und Jerusalem, Mekka und Media – in seiner Hand waren, beanspruchte der osmanische Sultan den Titel des Kalifen, des Führers aller Muslime. Aber auch Moskau beanspruchte die Erbschaft und bezeichnete sich als „drittes Rom“. Im Westen fiel das Heilige Römische Reich 1806 dem Machtwillen Napoleons zum Opfer. Sein letzter Kaiser, Franz II. aus dem Hause Habsburg, regierte als Franz I. ab 1804 ein österreichisches Kaisertum. Wieder war die „translatio imperii“ gelungen, die Erbschaft des Heiligen Römischen Reiches trat Österreich-Ungarn an.

Wie ihre Vorgängerreiche waren das Reich der Osmanen, das zaristische Russland und das habsburgische Österreich multiethnische und multireligiöse Reiche, die zugleich von einer religiös gefärbten Staatsidee und einem wenigstens grundsätzlich auf Universalität zielenden Sendungsbewusstsein geprägt waren. Diese drei Reiche starben vor einem Jahrhundert: die Revolution Lenins, die Zentrifugalkräfte des Nationalismus und der Kriegseintritt Amerikas bereiteten ihnen ein jähes Ende. Mit Wilsons Einstieg in den Ersten Weltkrieg und Lenins Sieg in Russland schien das Abendländische aus der Weltgeschichte verschwunden zu sein: Die Staaten Europas hatten zuerst ihre



DAS PORTRÄT ZEIGT KARL DEN GROSSE, KÖNIG DER FRANKEN UND RÖMISCHER KAISER (SEIT 800). STAHLSTICH VON BLANCHARD VON 1845, NACH EINEM GEMÄLDE, VON JEAN DASSY, UM 1837. AUS: „GALERIES HISTORIQUES DE VERSAILLES“.

gemeinsame Sendung, dann ihre Einheit und schließlich ihre Weltgeltung verloren.

Die europäische Einigung, die mit den Römischen Verträgen 1957 an Gestalt gewann, schien das Potenzial in sich zu bergen, den Europäern Sendung, Einheit und Weltgeltung zurück zu geben. Das vereinte Europa hat eine Vision: einen Raum der Freiheit, des Friedens, des Rechts und des Wohlstands zu schaffen. Sie hat eine auf Universalität angelegte Sendung, denn die in ihrer Grundrechtecharta formulierten Werte spiegeln ein Menschenbild, das auch für andere Erdteile Leuchtturm sein könnte. Wie die drei römischen Reiche

bewies das vereinte Europa in den zurückliegenden sechs Jahrzehnten eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit: geografisch wie in seiner Regierungsform und seiner politischen Methode. In diesem Jubiläumsjahr 2017 jedoch muss sich zeigen, ob seine „Reichsidee“ – die Identität stiftende Vision einer gemeinsamen Zukunft – sich als stark genug erweist. Oder ob die Europäische Union – verglichen mit den drei tausendjährigen römischen Reichen – nur eine schöne, aber kurze frühlinghafte Episode in der winterlichen Geschichte des finalen Niedergangs der europäischen Zivilisation ist.